

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 110 (1984)

Heft: 26

Artikel: Der Füllfederhalter

Autor: Troll, Thaddäus

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-611073>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Füllfederhalter

Erzählung von Thaddäus Troll

«Damals studierte ich», so erzählte mir Doktor Fock, «in Leipzig und stand kurz vor der Promotion. Für meine Doktorarbeit brauchte ich die Ergebnisse einer Versuchsreihe, die ein Arzt an der Berliner Charité gemacht hatte. Es war ein mürrischer Junggeselle, der in Berlin im Hansaviertel wohnte. Er gab mir den Rat, im nahen Moabit zu logieren; er kenne da eine Künstlerpension mit einem schönen Blick in den Hof des Untersuchungsgefängnisses. Da man in dieser Pension billig wohnte und ich als Student nicht gut bei Kasse war, zog ich dort ein. Tagsüber schrieb ich in der Wohnung des Arztes lange Tabellen ab, abends sass ich recht verlassen in meiner Pension, denn ich gehörte zu den seltenen Menschen, die in Berlin weder Bekannte noch Verwandte hatten, und man fühlte sich ja nirgends so einsam wie in einer Weltstadt.

Neben mir wohnte ein Ehepaar, das schon am ersten Abend einen eindrucksvollen Krach bekam, wobei sich die beiden unberlinerisch gestelzt und pathetisch anbrüllten.

«Solltest du noch einmal mit diesem hergelauenen Kerl Umgang pflegen, so käme das einer Scheidung gleich!», schrie er.

Sie antwortete nicht minder laut und geschrabt: «Ich verlange von dir sofort die Zurücknahme dieser Beleidigung meines Seelenfreundes. Oh, warum habe ich einen Mann, der sich elektrisch rasiert?»

«Weshalb das?» fragte er zurück.

«Ich finde nicht einmal eine Rasierklinge, um mir die Pulsader aufzuschneiden!»

Entsetzt klingelte ich dem Zimmermädchen, nicht etwa um der Dame mit einer Klinge auszuhelfen, sondern um zu fragen, was denn nebenan eigentlich los sei, und ob man nicht die Polizei ... Aber das Mädchen beruhigte mich: Die Herrschaften seien Schauspieler, Artisten, die einen neuen Sketch für ein Kabarett einstudierten. Ich möge mich nicht beunruhigen; morgen führen die beiden ohnehin in ein neues Engagement.

Kaum war dieses merkwürdige Paar abgereist, das ich nie zu Gesicht bekommen hatte, da zog auch schon ein Mädchen ein: ein exotisches Wesen mit langem schwarzen Haar, einem unbe-

schreiblich kühnen Mund und einer klangvollen, fast etwas zu tiefen Stimme. Sie sah aus wie eine Chinoiserie, hatte aber gar nichts Zerbrechliches, eher etwas Festes, ich möchte fast sagen: Handgreifliches an sich. Ich sah sie, wie sie einzog, ich grüßte sie, lächelte sie an, sie lächelte zurück, ich hatte Feuer gefangen, und es war um mich geschehen.

Wir sahen uns oft auf dem Flur, aber ich hatte einfach nicht den Mut, sie anzusprechen. Ich zerbrach mir den Kopf, wie ich es anfangen könnte, mit diesem Wesen ins Gespräch zu kommen. Ihr einen Zettel schreiben und in die hochhackigen Schuhe schieben, die abends vor der Tür standen, ihr Blumen und ein Billet-doux durch das Zimmermädchen schicken oder einfach abends an die Wand klopfen und warten, dass sie zurückklopft – man kommt in diesem Alter auf die dümmsten Einfälle, nur auf das Nächstliegende kommt man nicht.

Und wie naheliegend sie war! Ich hörte, wie sie die Schuhe von den Füßen zog, ich sah es vor mir, sie tat es in der Art eiliger Frauen, die den Schuh mit dem andern Fuß abstreifen und ihn einfach zu Boden plumpsen lassen. Ich wurde immer verliebter und immer nervöser, meine Phantasie malte sich die romantischen Bilder aus – aber leider spielte sie mir keinen brauchbaren Rat zu, wie ich meine Schüchternheit überwinden könnte.

Eines Abends, es war gegen halb neun, sass ich wieder in meinem bescheidenen Zimmer unter der viel zu sparsamen Lampe und übertrug die Notizen ins reine, die ich mir tagsüber gemacht hatte. Ich hörte, wie mein Idol nach Hause kam, und wartete auf das vertraute Plumpsplumps der Schuhe. Aber vergeblich. Ich hörte noch einmal ihre Tür. Jetzt geht sie auch noch aus! durchzuckte es mich. Aber da klopfte es bei mir, erst an der Tür, dann in meinem Innern. Mein Herz jagte. Kaum brachte ich ein «Herein» aus dem Mund, da war sie schon in meinem Zimmer. Ich stand auf, machte eine linkische Verbeugung wie in der Tanzstunde und murmelte meinen Namen. Sie hielt einen Füllfederhalter in der Hand und lächelte.

«Entschuldigen Sie, wenn ich störe», sagte sie leise. «Ich sollte noch einen Brief schreiben, aber

mein Füller ist leer. Können Sie mir mit etwas Tinte aushelfen?» Sie lächelte, mehr verlegen als kokett, und sie sah mich fragend an.

Ich war überrascht und eingeschüchtert. «Leider nein», sagte ich, «ich schreibe gar nicht mit dem Füller. Ich habe hier nur Bleistifte. Aber in Leipzig, da habe ich Tinte!»

«So, in Leipzig! Das scheint mit ein bisschen zu weit», sagte sie, lachte und sah mich an, als erwarte sie, dass ich das Gespräch fortsetze.

Lieber Gott, lass mir jetzt etwas einfallen, dachte ich. Lass mich irgend etwas sagen, damit sie dableibt. Übers Wetter – nein, das ist zu abgegriffen. Darf ich Ihnen einen Cognac anbieten? Aber ich habe ja keinen Cognac. Wollen Sie nicht einmal mit mir ins Kino gehen? Das ist zu direkt. Was sagt man denn nur? Lass mir doch etwas einfallen!

Das Mädchen zog die Augenbrauen hoch und die Mundwinkel ein wenig nach unten. Was hat sie für einen schönen Mund – einen Mund wie ein französisches Chanson, dachte ich, aber das kann ich ihr doch nicht sagen!

«Schade – na, dann guten Abend», sagte sie, und schon war sie wieder draussen. Zurück blieb ein Hauch ihres herben Parfüms. Zurück blieb ich mit dem Gefühl letzter Insuffizienz. Es war eine verpasste Gelegenheit, eine Gelegenheit, die man nicht törichter hätte verpassen können; ich nahm es mir sehr übel und bestrafe mich damit, dass ich die Flinte ins Korn warf und mir sag-

te, ich hätte mir durch meine Unfähigkeit, ein belangloses Gespräch anzuknüpfen, jetzt und für alle Zeiten jede Chance verdorben.

Ich begegnete meiner Nachbarin noch manchmal im Flur, ich grüßte sie verlegen, sie grüßte freundlich und unbefangen lächelnd wie immer zurück. Als ich eines Tages nach Hause kam, war sie ausgezogen. Das Zimmermädchen brachte mir ein zerlesenes Heft, ein hektographiertes Manuskript, wie es Schauspieler als Rollenbuch zu gebrauchen pflegten. Einen schönen Gruss von dem Fräulein nebenan, das ausgezogen sei und dieses Heft für mich zurückgelassen habe. Erst jetzt wagte ich das Zimmermädchen auszufragen, wer meine Nachbarin gewesen sei. Eine Schauspielschülerin, die gehofft habe, bei Hilpert in einer kleinen Rolle einspringen zu können, erfuhr ich. Aber das habe sich zerschlagen, und deshalb sei das Fräulein wieder abgereist.

Abgesehen! Ich war fast froh darüber, denn ich hatte alle Hoffnungen begraben, und es war besser, das Unerreichbare in unerreichbaren Fernen als im Zimmer nebenan zu wissen. Aber das Heft machte mir neue Hoffnungen. Ich war sicher, darin einen Gruss, eine Widmung, eine Adresse oder gar einen Brief zu finden. Ich blätterte es durch, fand nichts, blätterte es noch einmal durch. Nichts. Es roch nach dem herben Parfüm, es machte mich ein wenig melancholisch, und ich legte es auf die Seite.

Erst ein paar Tage später kam ich auf die Idee, es zu lesen. Es war ein belangloses, schlecht übersetztes Boulevardstück von Deval. Ich las es durch und fand es nicht besonders gut. Bis ich zum Ende des zweiten Akts kam.

Da sass der Held, er hieß Gaston, in seinem Zimmer, viel zu einsam für einen Aktschluss. Bis es an die Tür klopfte, ein Mädchen eintrat und sagte: «Entschuldigen Sie, wenn ich störe. Ich wollte noch einen Brief schreiben, aber mein Füller ist leer. Können Sie mir mit etwas Tinte aushelfen?»

Gaston schien auch keine Tinte zu haben. Auch ihm fiel keine Antwort ein. «Er steht auf und nimmt das Mädchen in die Arme», stand da in Klammern als Regiebemerkung. Und darunter: «Vorhang.»

CARTOONS

Motto:
Fussball
Europa-Meisterschaften
und
Olympische Sommerspiele

Ausstellung mit
René Fehr
Christoph Gloor
und
Peter Hürzeler

Juni–August 1984

HOTEL ACKER WILDHAUS